

Fenilleton.

An der Wegscheide.

„Viele schon vorüberfuhren, —
Reicher, armer Leute Kind; —
In dem leichten Staub die Spuren
Rasch verweht der lose Wind.
Nordwärts sind des Einen Füße,
And're südwärts gewandt;
Diesem schallten frohe Gräße,
Jener schreitet unbekannt. —
Wie sich auch die Wünsche scheiden,
Und ob Lust, ob Leid sie treibt:
Ihre Lust und ihren Leiden
Nur ein einzig Haltziel bleibt.
Und die hier vorüberfahren,
Bürger, Bettelmann und Graf,
Alleamt nach wen'gen Jahren
Deckt der gleiche Todesschlaf.
Doch wie Wenige bedenken
In der Gier nach Ruhm und Geld,
Dass die Pfade sämtlich lenken
Hin zum Tor der andern Welt! —
hier, wo sich die Wege trennen,
Hab' ich hente halt gemacht
Und im Treiben und im Rennen
Leb'ers Leben nachgedacht.

M. J. Bohemes

Der letzte Novize in Andechs

Erzählung von Benaz Müller
Fortschreibung.

Der rosarote Capothut.

Eines Mittags in den letzten Tagen des Oktober 1806 rollte eine Postkutsche durch die Straßen von Bamberg. Lustig schmetterte der „Schwager“ auf dem Boden den Gassen an Fenstern und Straßen falsche Töne aus seinem Waldhorn in die Ohren. In der Kutsche saß ein stattlicher, junger Mann, ganz in Schwarz gekleidet. Sein Gesicht war bleich, aber Adel des Geistes und Herzens tronten darin. Er war in Gedanken versunken und achtete nicht auf die Außenwelt.

„Etwas Vornehmes!“ rief ein dicker Melker, dessen breites Gesicht wie ein Butterwecken glänzte, seinem Nachbar, dem Seifensieder, unter der Haustüre zu.

Aus allen Gasthäusern kamen Kellner mit Servietten und Handtüchern in Leiderhosen heraus — aber die Kutsche rasselte vorüber und zur Stadt hinaus.

„Halt! Postkillon!“ Die Pferde standen, Hugo stieg heraus und sagte: „Du fährst allein auf der Straße fort und hältst im Dorfe *** am Wirtshaus, in dem Du mein Gepäck einstellt. Ich gehe den Felbweg.“

Hugo schlug einen Pfad ein, der sich an einem waldigen Hügel hinfülligte. Wie sich Alles verändert hatte! Einst kannte er jeden Strauch, jeden Busch am Wege. Jetzt waren Stämme aus den Büschen geworden — ein Bild seines eigenen Lebens. Er ging weiter, Schritt für Schritt liebte Erinnerungen aus der Jugendzeit an. Endlich war er auf der Höhe, der Wald lichtete sich und dort lag sein Geburtsort.

Er blieb stehen. Recht freundlich lag das Dorflein in einem ungeheuren Strauch von Obstbäumen, welche nur

von den roten Ziegeldächern mit dicken Schornsteinen überragt wurden. Hier und da züngelte eine bläuliche Rauchsäule aus einem Schlot in die Luft. In der Mitte des Dorfes saß der Kirchturm auf dem Kirchbache — ein schlechter Reiter, denn er hing bedenklich auf die eine Seite.

„Das ist noch der Alte!“ rief Hugo freudig aus. Der Weg führte ihn durch die Wiesen hinunter dem Dorfe hin. Da kam er an eine halbverfallene Mauer; Manerkraut wuchs in ihren zahllosen Rissen und Ephen kletterte an ihr empor. Das Tor daran stand gastlich auf, allem Ansehen nach, weil es vor Alterschwäche nicht zugemacht werden konnte.

Es war der Kirchhof.

Hugo trat hinein. Das Ganze glich einer Wiese mit Grabhügeln. Manche Gräber waren eingesenkt und mit Gras bewachsen. Darunter moderten die Gebeine der bereits Vergessenen. Wieder andere Grabhügel, mit windschiefen Holzkreuzen und Graswuchs, deckten diejenigen, welche halb und halb zu den Vergessenen zählten. Es bedurfte nur noch eines Windstoßes, um die Kreuze mit den vom Regen verwaschenen Namen umzustürzen. Weitans die wenigsten Gräber waren wohl erhalten. Hugos Blick irrte an diesen hin. Ein Blechkrenz mit Vergoldung funkelte ihm von Weitem in die Augen; es stand auf frischem Hügel und er las:

„Hier ruhet im Herrn: Andreas Marquardt, Dekonom dahier, gestorben in seinem 60. Lebensjahr am 14. Okt. 1806. Er hofft von Gott eine fröhliche Erfüllung.“

Das war Hugos Vater. Die paar Schritte des Kirchhofs verbargen die Überreste aller seiner Lieben. Sein Vater, seine Mutter, seine einzige Schwester schließen da den langen Schlaf. Er stand zwischen ihren Gräbern wie eine einsame Trauerweide. Das Gefühl der Verlassenheit überwältigte ihn, er sank auf des Vaters Grab und schluchzte laut und weinte lange, das Gesicht sich mit dem Taschentuch bedeckend

Er merkte nicht, daß sich mittlerweile ein Herbststurm erhob und die Gräber und Kreuze mit zartem Schneeflocken bedeckte.

Als er sich ausgeweint hatte, war das Gestöber wieder verzogen, die Sonne leckte die Schneeflocken weg und er las die Inschriften der andern Kreuze; und da stand er so viele alte Bekannte wieder, alle hier vereinigt, wie in einem Gesellschaftszimmer.

„Wahrlich! ein Kirchhof ist das Vorzimmer des Jenseits!“ sagte er laut zu sich selber.

„Vous avez raison“, antwortete eine sanfte Stimme; so sanft klang sie dem Doktor, wie der Ton einer Aeoleharfe.

Er wendete sich um und sah am Eingang des Kirchhofes eine Dame stehen, lieblich von Gestalt, wie er noch nie eine gesehen hatte. Und unter dem Morgenrot eines allerliebsten Capothutes lächelte ein Gesichtchen hervor, das den nüchternen Mann verwirrte. Er stand da mit all seiner Wissenschaft wie ein Schulknabe.

Die Dame gewährte mit Vergüügen

die Verwirrung, welche sie anrichtete, verbeugte sich graciös und eilte einem Wanne von vornehmen Aussehen entgegen, der wegen seiner grauen Haare ihr Vater sein konnte.

Noch eine Weile starre der Doktor auf den leeren Platz, wo das Mädchen — dem Doktor war es eine ausgemachte Sache, daß die schöne Dame noch ein Mädchen sei — mit rosofarbenem Hute gestanden. Aber wie er auch hinstarre; es war und blieb nur ein gähnendes, zerbrochenes Tor dort. Noch einen Blick warf er auf seines Vaters Grabhügel und verließ seufzend den Friedhof.

Der Senfzer hatte aber nicht dem Vater gegolten.

Ins Dorf gehend, erblickte er am Wirtshause außer der Postkutsche einen großen, vornehmen Reisewagen, den ein Haufen Kinder umstand. Das Herz pochte ihm, denn nun war er gewiß, den roten Hut noch einmal zu sehen. Vor wenigen Minuten erschien ihm nichts wünschenswerter als der zweispitzige, altmönchische Doktorhut, und jetzt dünkt ihm nichts Lieblicher als jener Capothut...

Hugo ging ins Gastzimmer. Da saß sie lebhaftig, die dicke Wirtin, die ihm so manches Butterbrot gegeben; nur war sie ganz weiß am Kopfe geworden. Er ging auf sie zu und reichte ihr die Hand mit den Worten:

„Grüß Euch Gott, Frau Ochsenwirtin!“

Die Alte stand schwertägig auf, blickte ihn forschend an und stotterte: „Hab die Ehre nicht, zu kennen.“

„Ja! Kennt Ihr denn Marquardts Hugo nicht mehr?“

„Herr meines Lebens!“ schrie die Alte im wilden Diskant. „Sie sind der Hugo?“

Sie wackelte mit dem Kopf und schlug vor Verwunderung die breiten Hände zusammen. „Der Hugo! Grüß Dich Gott, Hugo,“ schrie sie noch lauter, die Hand an ihrer Schürze abwischend und sie ihm dann darreichend. „Herr meines Lebens! Werft den Ofen ein, der Hugo ist wieder da!“

Die Bauern in der Wirtsstube — es war Sonntag — sperrten Mund und Augen auf; dem alten Hasenkluck fiel die Peise aus dem zahnlosen Mund.

„Marquardts Hugo ist da,“ ließ von Haus zu Haus. Und bald füllte sich die Stube mit Bauern.

Unterdessen hatte die Ochsenwirtin wieder das Wort genommen.

„Aber Du bist groß und schön geworden — Du erlaubst, daß ich Dich du —; da sieht man, daß man alt wird.“ Und ihr Gesicht wie einen Regenschirm in breite Falten legend, fuhr sie fort: „Dein guter Vater — tröste ihn der liebe Gott — wenn er die Freude hätte erleben können!“

Ihre Augen flossen über. Es war so ihre Art: weinen und lachen auf beiden Augen zugleich.

Hugo kannte sie und sagte darum: „Ich bin hungrig und durstig; bringt ein Glas vom Besten, von dem, wo die schwarze Käze darauf sitzt!“

Da wischte sich die Ochsenwirtin mit dem Gipsel ihrer Schürze die Augen, in ihrem Gesichte wards Sonnenchein.

„Die schwarze Käze! Das weiß er auch noch,“ sagte sie breit lächelnd im Abgang.

Naum hatte Hugo den Wein gelöst und pflichtschuldig belobt, so stützte ein mit Goldborten gesetzter Mann ins Gastzimmer und fragte in gebrochenem Deutsch nach einem Arzte; sein Herr sei plötzlich erkrankt.

„Da ist der rechte Mann,“ sagte die Ochsenwirtin, triumphierend auf Hugo deutend; „weit und breit ist kein Doktor, der ihm Wasser reichen kann.“

Der Bediente redete Hugo französisch an, der ihm in derselben Sprache antwortete, seinen Hut ergriff und ihm folgte. Er ward die Stiege hinauf ins „schöne Zimmer“ geführt, wo auf einem großblumigen Kanapee ein alter Mann ohne Lebenszeichen lag. Vor ihm kniete, weinend und jammern, ein Mädchen.

Ein Blick — und Hugo erkannte die schöne Besitzerin des rosaroten Capothutes.

„Um Gott, mein Herr! retten Sie meinen Vater,“ flehte sie mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes.

Der junge Arzt vermochte nichts zu erwidern, aber seine Blicke enthielten eine ganze Rede. Er untersuchte den Zustand des Kranken und erklärte ihn dann für nicht beunruhigend; es sei nur eine Ohnmacht, die sogleich den Mitteln, die er bei der Hand habe, weichen werde. Eilig verließ er mit einer tiefen Verbeugung gegen das Mädchen das Zimmer und kehrte in einer Minute mit einigen Phiole zurück. Aus dem einen flößte er dem Kranken einige Tropfen zwischen die Lippen und hielt ihm eine andere zum Niechen unter die Nase. Bald schlug der Greis die Augen auf und das Mädchen brachte ihn mit ihren Küschen wieder völlig zu sich.

Dieser war ein javialer Greis, ein Lebemann seines Art. Nachdem die üblichen Danksagungs-Komplimente gewechselt waren, kam man ins Gespräch und Hugo erfuhr nun, daß er den Marquis von ***, einen französischen Emigranten, vor sich habe, der sich auf der Reise nach Wien befand.

Mittlerweile meldete der Bediente, daß die Tafel im andern Zimmer serviert sei. Nun lud die junge Dame den Herrn Doktor auf so liebenswürdige Weise zu Gast, daß er es unmöglich abschlagen konnte. Und da die Küche der Ochsenwirtin gut war und man von der schwarzen Käze trank — so kam die Gesellschaft in sehr gute Laune. Das Gespräch ward in deutscher Sprache geführt. Hugo verstand zwar genug französisch, um sich mit Eleganz auszudrücken, aber er zog die deutsche Konservierung vor, besonders heute. Den noch nie hatte er den Wohlklang seiner als rauh verschrieenen Muttersprache so tief empfunden als jetzt, wo er von den französischen Mädchenlippen floß.

Im Verlauf des Gesprächs war man auch auf die zufällige Anwesenheit des Doktors im Dorfe zu reden gekommen. Hugo erzählte, daß sei sein Geburtsort, Schon viele Jahre sei er nicht mehr da gewesen und jetzt habe er zu allererst den Friedhof besucht.

„Ganz natürlich!“ fiel die junge Dame